

Johannes Fischer

Gott denken. Über Theologie

I.

Womit befasst sich Theologie? Der Name der Disziplin legt die Antwort nahe: mit Gott und der durch Gott bestimmten Wirklichkeit. In der Tat gibt es bis heute Theologinnen und Theologen, die hierin die Aufgabe der Theologie sehen. Doch anders als zu früheren Zeiten ist diese Auffassung von Theologie heute alles andere als selbstverständlich, und zwar aus Gründen, von denen im Folgenden die Rede sein soll.

Theologie vollzieht sich in der Form des Urteils. Anders als für den gelebten Glauben, der sich im Gebet oder in der Rede von Gott (vgl. z.B. Rm 8, 31-34) auf Gott als eine Realität in der Lebenswelt der Glaubenden bezieht, ist Gott für das urteilende Denken in der Form des Gedankens gegeben. Gegenstand des theologischen Gott-Denkens ist daher nicht eigentlich Gott, sondern der Gottesgedanke. Die leitende Fragestellung ist: Wie muss Gott gedacht werden? Dabei wird unterstellt, dass dem theologisch Gedachten eine Realität entspricht, auch wenn das Denken diese nur unvollkommen zu erfassen vermag. Diese Unterstellung kann durch das urteilende Denken nicht verifiziert werden. Es könnte auch sein, dass dem Gott-Denken überhaupt nichts entspricht. Doch für dieses Denken selbst kommt es hierauf gar nicht an. Vielmehr ist für dieses relevant, dass die Art, wie Gott gedacht wird, Implikationen dafür hat, wie die Welt und wie der Mensch gedacht werden müssen. Es geht im theologischen Gott-Denken darum, Sinn zu generieren für die Orientierung des Menschen in der Welt und im eigenen Leben und Handeln. Aus dieser Sinnorientierung bezieht es seine Überzeugungskraft.

Das Problem dabei ist, dass es sich bei diesem Sinn um einen lediglich gedachten Sinn handelt, der mit der Lebenswirklichkeit nichts zu tun hat. Auch dies hat mit der Form des Urteils zu tun, in der sich theologisches Denken vollzieht. Urteile sind sinnneutrale Tatsachenfeststellungen. Das gilt auch für solche Urteile, die Sinnzusammenhänge zum Inhalt haben. Der Satz ‚Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber‘ erhebt, als Urteil verstanden, den Anspruch, dass diese Aussage wahr ist. Diese Wahrheit aber ist ein sinnneutraler Sachverhalt. Daher vermittelt sich durch dieses Urteil kein Sinn. Anders verhält es sich, wenn der Satz als das Narrativ gelesen wird, als das er in 2. Kor. 5,19 steht und als das er mit dem Anspruch verbunden

ist, Wirklichkeit zu artikulieren. So gelesen versetzt dieser Satz in das Zentrum des Sinnzusammenhangs des christlichen Glaubens. Diese Problematik des urteilenden Denkens zeigt sich auch auf anderen Gebieten. So lässt sich im urteilenden Denken auch keine Moral begründen. Das Urteil ‚Es ist moralisch geboten, Notleidenden zu helfen‘ stellt als eine wertneutrale Tatsache fest, dass es moralisch geboten ist, Notleidenden zu helfen. Aber es gebietet nicht.

Ein bloß gedachter Sinn kann niemanden trösten. Wozu also ist das theologische Gott-Denken gut? Hinzu kommt, dass dieses Denken für jede Art von Beliebtheit offensteht, da es kein Korrektiv jenseits dieses Denkens gibt, an dem dessen Wahrheit überprüft werden könnte. So erschien kürzlich in der Zeitschrift für evangelische Ethik ein Aufsatz, in dem unter Bezug auf Gedanken von Wolfhart Pannenberg und Falk Wagner aus dem innertrinitarischen Verhältnis von Vater und Sohn abgeleitet wurde, dass die Würde des Menschen in dessen grenzenloser Freiheit zur Selbstbestimmung und Selbstdefinition besteht, weshalb das von der Bundesregierung geplante Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag zu begrüßen ist.¹ Es ist dies zugleich ein Beispiel für das Gefälle, auf welches das theologische Gott-Denken abgleiten kann und das für legitimatorische Zwecke gewollt sein kann: Man konstruiert im Denken Gott, Welt und Mensch so, wie es heutigen gesellschaftlichen Werten und Plausibilitäten entgegenkommt.

Man findet dieses Gott-Denken nirgendwo in der Bibel. Wie ist es dann dazu gekommen? Dass es christliche Theologie gibt, hat damit zu tun, dass das Christentum in einer Welt entstanden ist, die durch die griechische Aufklärung geprägt war. Es musste sich in dieser Welt gegen den Vorwurf verteidigen, ein Rückfall hinter die Aufklärung zu sein und neue Mythen in die Welt zu setzen. In Anknüpfung an das philosophische Denken ihrer Zeit versuchten daher die sogenannten Apologeten im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, die Vernünftigkeit des christlichen Glaubens aufzuzeigen, ja die christliche Lehre als die einzig wahre Philosophie zu erweisen. Damit war die Idee geboren, dass der Glaube gegenüber der urteilenden Vernunft ausgewiesen werden muss, ja, dass er zu seiner eigenen Klärung der vernünftigen Reflexion bedarf, und diese Idee verselbständigte sich und wurde unabhängig von den zeitbedingten Erfordernissen der Apologetik gegenüber heidnischer Kritik. Es ging darum, den in der Kirche gelebten Glauben mit den Mitteln philosophischen Denkens begreiflich zu machen und zu

¹ Matthias Schnurrenberger, Mut zum Anderssein. Überlegungen zu einem offenbarungstheologischen Verständnis der Menschenwürde, in: Zeitschrift für evangelische Ethik (ZEE), 67. Jg., Heft 4 2023, 289-301.

systematisieren: Wie muss Gott und wie müssen Mensch und Welt in ihrer Beziehung zu Gott begrifflich gedacht werden? Das ist die Frage, die zu beantworten sich die Theologie zur Aufgabe machte.

Dabei ging es nicht darum, den Glauben durch die Erkenntnis des urteilenden Denkens zu ersetzen. Vielmehr ließ sich die Theologie durch den Glauben vorgeben, was es theologisch zu durchdenken und zu klären galt. Beispiele für diese Transformation des christlichen Glaubens ins urteilende Denken sind die Trinitätslehre und die Zweinaturenlehre. Mit Letzterer, suchte man die Gottessohnschaft des Menschen Jesus begrifflich zu explizieren. Danach hatte Jesus Christus sowohl menschliche als auch göttliche Eigenschaften, und an der Frage, wie das zusammenzudenken ist, arbeitete sich in der Folge die Christologie ab.

Es kam noch ein weiterer Gesichtspunkt hinzu. Es ist die Leistung des urteilenden Denkens, durch die Distanznahme von den Lebenswelten, in die Menschen eingebunden und durch die sie voneinander getrennt sind, eine *gemeinsame* Welt zu gewährleisten. Diesem Ziel diente auch die theologische Transformation des christlichen Glaubens ins urteilende Denken. In Anbetracht der unkontrollierbaren Kreativität und Dynamik des gelebten Glaubens mit immer neuen Glaubensvarianten ging es darum, durch die theologische Explikation der Offenbarung Gottes mittels des urteilenden Denkens die *Gemeinsamkeit* der geglaubten Wirklichkeit unter den Glaubenden sicherzustellen und so die Einheit der Kirche zu wahren. Das war der Sinn der theologisch-dogmatischen Entscheidungen der Konzilien. Die theologische Explikation wurde für die Glaubenden verbindlich gemacht in den Glaubensbekenntnissen der Kirche. Daher ist die Theologie immer auch ein Machtinstrument der Kirche gewesen, das der Unterscheidung und Grenzziehung zwischen Rechtgläubigkeit und Häresie diente.

Dieses Verhältnis von Vernunft und Glauben, bei dem die Vernunft den Glauben nicht in Frage stellte, sondern ihm nachdachte, ist mit der Aufklärung der Moderne zerbrochen. Im Unterschied zur griechischen Aufklärung ist diese durch einen Exklusivanspruch für die Erkenntnis des urteilenden Denkens gekennzeichnet. Nur das ist Erkenntnis, was in der Form des Urteils ausgedrückt werden kann. Entstanden ist dieser Exklusivanspruch aus der Kritik an einer Metaphysik, die aus der christlichen Theologie hervorgegangen ist, und zwar einer Erkenntniskritik vom Standpunkt des urteilenden Denkens aus, womit dieses sich als die Instanz etablierte, die darüber entschied, was Erkenntnis ist und was nicht. Die Lebenswelt wird damit aus dem Bereich der Erkenntnis verbannt, da sie nicht in der Form des Urteils, sondern

in der Form der Erzählung zur Sprache kommt. Infolgedessen verfällt auch der Kirchenglaube der Kritik der Aufklärung. An dessen Stelle tritt bei Kant ein im urteilenden Denken konstruierter Vernunftglaube. Für die Theologie bedeutet die Verbannung der Lebenswelt aus dem Bereich der Erkenntnis, dass sie das verliert, wodurch ihr eigener Realitätsbezug verbürgt gewesen ist, nämlich die im Erleben von Menschen fundierte Lebenswelt des christlichen Glaubens, der sie nach-gedacht und die sie begrifflich systematisiert hatte. Damit ist das theologische Denken nun auf sich selbst gestellt. So kommt es zu jenem Gott-Denken, das keinen Bezug zur Lebenswelt mehr hat und das Gott nur als gedachten Gott und Sinn nur als im Denken konstruierten Sinn kennt.

Wenn allerdings nur das Erkenntnis ist, was die sprachliche Form des Urteils hat, dann gibt es überhaupt keine Erkenntnis. Jedenfalls keine Wirklichkeitserkenntnis. Denn Urteile über die Wirklichkeit sind für ihre Verifikation auf das Erleben angewiesen. So ist das Urteil ‚Es schneit‘ wahr, wenn es schneit. Das ‚es schneit‘ im Nachsatz ist kein Urteil, mit dem ein Anspruch auf Wahrheit erhoben wird, sondern ein Narrativ, das artikuliert, was geschieht, zum Beispiel beim überraschten Blick aus dem Fenster. Wenn also dem Erleben der Erkenntnischarakter abgesprochen wird, dann hängt auch die Wahrheit von Urteilen in der Luft. Der Exklusivanspruch für die Erkenntnis des urteilenden Denkens ist daher unhaltbar. Basal ist die Lebenswelt, nicht die Tatsachenwelt des urteilenden Denkens. Daher sollte sich auch die Theologie hierauf zurückbesinnen und ein Gott-Denken, das mit der menschlichen Lebenswirklichkeit nichts zu tun hat, für immer verabschieden. Gegenstand ihres Nachdenkens sollte die Lebenswelt sein, innerhalb derer Menschen sich orientieren, die mit Ernst Christen sein wollen.